



Stephanie Etter *1983

Damals... Heute... Morgen...



Damals konnte man sich auf das Wetter noch verlassen, damals war die Luft und das Wasser noch sauber, damals gab es noch keine schlechten Menschen und jeder war noch für den anderen da und überhaupt war damals alles schöner und besser. Kennt ihr diese Sprüche auch? Vor allem ältere Semester tun ihren Unmut über das heutige Leben mit ebensolchen Sprüchen kund. Ich kann euch ein Liedchen

davon singen, wie es im schönen «Damals» war, genauer gesagt im «Ur-damals», denn es ist schon etwas längere Zeit zurück.

Mich interessiert heute aber weder das Damals, das Heute, noch das Morgen. Ich liege heute, Knochen an Knochen aneinandergereiht, denn dies ist das was von mir übrig geblieben ist, gemütlich in einer wohl temperierten Glaskiste, an einem Ort, den man «Naturhistorisches Museum Basel» nennt. Jeden Tag kommen viele Menschen vorbei, vor allem an den Wochenenden, um meine Überreste zu bestaunen. Viel wird dabei auch geredet und gemutmasst, ob es wohl damals besser oder schlechter war als heute. Ich würde euch gerne meine Geschichte erzählen.

Es müssen wohl schon ein paar Jährchen ins Land gegangen sein, als ein verrückter italienischer Anthropologe meine Überreste, sprich Knochen, in einer Höhle am Rheinufer ausgebuddelt hatte. Eisige Temperaturen herrschten an diesem Fundtag. In Italien würde man sagen: «Molto Fredo Temperaturi». Durch das «Fredo» inspiriert, nannte der Anthropologe mich Frida. Liebevoll hat mich der Wissenschaftler restauriert, konserviert und fehlende Knochen, die sich wahrscheinlich ein hungriger Säbelzahniger geholt hat, nachgebildet. So wurde ich zu einer internationalen Berühmtheit, denn die heutigen Menschen mögen alte Knochen. Wie mein Leben war, ehe ich zu diesem «Star-Ruhm» gekommen bin, muss ich euch unbedingt erzählen:

Es muss schon ein paar tausend Jahre oder länger her sein, ein genaues Datum kann ich euch nicht sagen, da wir damals noch keine Zeitrechnung hatten. Wir richteten uns einfach nach dem Mond und dem Lauf der Jahreszeiten, das genügte uns. An einem Herbsttag wachte ich früh morgens in unserer sonst so gemütlichen Wohnhöhle auf. Mich fröstelte es, was ungewöhnlich für diese Jahreszeit war. Normalerweise war es in dieser Jahreszeit noch nicht so kalt. Verschlafen kroch ich aus meinen Karibu-Felldecken hervor und setzte mich an das wärmende Feuer, worauf meine Grossmutter ein paar abgenagte Rippenknochen röstete. Mein Frühstück.



Seit Tagen zehrten wir von unseren mageren Vorräten; eine handvoll Beeren, einige Wurzeln und wie schon gesagt, die «gesunden» Knochen. Um unsere Hungersnot zu lindern, war mein Vater mit meinem Bruder Lukas schon seit geraumer Zeit auf der Jagd. So ein feiner Eichbraten wäre heute wirklich nicht zu verachten. Sie sollten eigentlich schon längst mit reicher Jagdbeute zurück sein, und wir machten uns langsam Sorgen um sie. Seit einiger Zeit aber blieb das Wild immer mehr von unseren Jagdgründen fern. Unter anderem auch die herbstlichen Wanderungen der Tiere, wie Karibu und Büffel, waren nicht mehr so wie in früheren Jahren.

Wie ich so am Feuer sass, lustlos an meinem Frühstücksknochen nagte und meinen trüben Gedanken nachhängte, vermisste ich plötzlich meine Mutter und meine Schwester Anna. Wo waren die denn eigentlich? Meine Schwester, die gerne lange schlief, hätte ich doch schnarchen hören müssen. Ich sah mich um, aber ausser meiner Grossmutter und mir war niemand in der Höhle. Wahrscheinlich waren die zwei schon früh losgezogen, um nach essbarem Wurzelwerk, Beeren und Brennholz zu suchen. Ich konnte mir nicht lange den Kopf darüber zerbrechen, denn meine Grossmutter stimmte ihr alltägliches Klagelied über die guten alten Zeiten von «Damals» an. Immer wieder erzählte sie mir von den vielen Fischen im Bach, den riesigen Karibuherden, den Wäldern voller Pilze und Beeren. Grossmutter berichtete weiter, was sonst noch alles besser war, in ihrer guten alten Zeit.

Manchmal konnte ich das Gerede über das «bessere Damals» nicht mehr hören, denn ich wusste, dass in der Jugendzeit meiner Grossmutter auch nicht alles rosig war. Auch sie litten unter Hungersnöten und schlechten Zeiten, ausserdem hatte sie ihren Mann und ihre zwei Söhne bei der Jagd verloren. Es war also auch in ihrer Zeit nicht alles Friede, Freude, Eierkuchen. Doch auch ich wurde in letzter Zeit des öftern nachdenklich. Ich musste im Geheimen zugeben, es hatte sich wirklich etwas verändert. Vorbei die Zeit, als wir Filets vom Mammut grillierten und im Fellzelt die berauschende Wirkung von Fliegenpilz genossen.

Kalt und immer kälter ist es in letzter Zeit geworden, und immer häufiger überlegten wir uns, ob es nicht besser wäre, weiterzuwandern und von hier wegzuziehen. Dieser Entscheid wurde jedoch von uns immer wieder hinausgezögert, in der Hoffnung, dass die alten, besseren Zeiten zurückkehren würden. Meine Grossmutter stieg Tag für Tag auf unseren heiligen Hügel, um unsere Götter anzuflehen und ihnen Opfer zu bringen, in Erwartung der Erfüllung unserer Wünsche auf bessere Zeiten.

Meine Gedanken wurden jäh unterbrochen, denn meine Mutter und meine Schwester stürmten in die Höhle, völlig ausser Atem und mit Schrammen am ganzen Körper. Ein hungriger Bär hatte ihnen unten im Tal aufgelauert und sie bis kurz vor unsere Höhle verfolgt. Wir wussten sofort, was zu tun war. Ein grosses Feuer musste vor der Höhle entzündet werden, um dem Untier das Eindringen zu verwehren. Doch, oh Schreck, es war fast kein Brennholz mehr da. Unerschrocken wie meine Mutter und meine Schwester waren,



entschlossen sie sich kurzerhand, trotz der lauernden Gefahr des hungrigen Bären wieder in den Talgrund hinabzusteigen, um das dringend benötigte Holz zu sammeln. Nur vor grossen Feuern hat ein wildes Tier wirklich Respekt. Ich konnte nicht ahnen, dass ich die beiden niemals wiedersehen würde. Verschreckt und einsam verkroch ich mich mit meiner Grossmutter in die hinterste Ecke der Höhle und zitterte vor Angst. Zärtlich und beschützend nahm mich meine Grossmutter in die Arme. Sie versuchte mich mit ihren Geschichten zu beruhigen. So kauerten wir lange Zeit eng aneinander gekuschelt.

Das Licht das in die Höhle fiel, wurde immer fahler. Es dämmerte, und die Nacht brach herein. Mutter und Schwester waren immer noch nicht zurückgekehrt. Wir wurden immer unruhiger, vor allem meine Grossmutter, denn nun wurde es langsam Zeit für ihre alltägliche Götteranbetung. Nach unserem Glauben wirkt die Anbetung aber nur, wenn sie nach dem Sonnenuntergang abgehalten wird. Schweren Herzens verliess mich nun auch noch die Grossmutter. Sie sprach noch ein paar schützende Worte und stapfte aus der Höhle.

Es hatte zu allem Elend auch noch zu schneien angefangen. Jetzt war ich mutterseelenallein und fühlte mich sehr verlassen. Die drückende Einsamkeit liess mich die herrschende Kälte noch stärker empfinden. Der Schneefall artete zu einem Schneesturm aus. Meine Lage gefiel mir ganz und gar nicht gut. Ich sammelte das letzte Holz zusammen, das noch in der Höhle herum lag, um das Feuer wieder anzufachen, aber ein richtiges Feuer wurde es nicht mehr. Schlotternd vor Kälte und Angst verkroch ich mich unter meinen Karibu-Felldecken. Richtig warm werden wollte mir jedoch nicht. Die Angst, die Einsamkeit und die Kälte stieg an meinen Knochen empor. Meine Glieder wurden immer klammer und mein Geist immer träger. Ich fing an zu träumen, zuerst vom Frühling und meiner Familie, dann vom warmen Sonnenschein, und schliesslich erschien es mir, also ob ich der Sonne entgegenwandern würde, zurück zum ewigen Licht.

Von da an interessierte mich das Damals, das Heute und das Morgen nicht mehr.